

mals maßgebende Gesellschaft die Verachtung der Juden tolerierte“, S. 115), auf „Vertagung sine die“ herauskommt. Indirekt bezeugen auch *Borée* und *Mann*, wie unerlässlich *unsre* Arbeit ist.

Walter Schellenberg: Memoiren. Köln 1959. Verlag für Politik und Wirtschaft. 422 Seiten.

So wesenserhellend für „den Nationalsozialismus“ die Selbstbiographie des Auschwitz-Kommandanten Höß (FR XII, 77), so unergiebig für eine tiefere Erkenntnis des Phänomens ist dieses aus Schls. Aufzeichnungen im Stil von „Tatschenberichten“ illustrierter Zeitschriften redigierte Erinnerungswerk. Abenteuer eines intelligenten Karrieremachers im Dritten Reich, der frühzeitig merkt, daß es schief geht und so längst die nötigen Alibis (u. a. durch Vorantreiben des um ebensolche besorgten Himmler bei dessen „philosemitischer“ Schwenkung der letzten Stunde) beschafft hat, als es zu Ende geht, so daß er in Nürnberg schon als „Zeuge der Anklage“ auftreten kann. Hinterher gespenstert er durch Luxushotels auf der Suche nach neuen Geheimdienstaufträgen, wie es das Vorwort von Klaus Harpprecht entlarvend schildert.

Nicht ganz irrelevant, daß auch Sch. (S. 26) abgefallener Katholik aus ganz ähnlichen Gründen ist wie Höß – und Himmler (S. 39 f.); doppelt bemerkenswert der Bildungsmangel, der ihn dreimal „Lateran“ für Vatikan schreiben läßt (S. 308 f.); und bezeichnend die Fabeleien über „den General des Jesuitenordens Ledochovsky“ (S. 124). Ein in so manchen Einzelheiten instruktives, für jede tiefere Erkenntnis unergiebiges Dokument jener zynischen „Tüchtigkeit“, die den eigentlichen Verbrechern ungezählte Handlanger bis in die höchsten Ränge hinauf gesellte, welche hinterher bieder sagen konnten: „Wir haben es nicht gewußt!“ (S. 175 f.; vgl. S. 295!) „Wir haben es nicht gewollt! Wir konnten nichts dagegen machen.“

An den Wind geschrieben. Lyrik der Freiheit. Gedichte der Jahre 1933–1945. Gesammelt, ausgewählt und eingeleitet von **Manfred Schlösser**. Darmstadt (Clausiusweg 20) 1960. **Agora**, eine humanistische Schriftenreihe, Band 13/14. 370 Seiten.

„Der 10. Mai 1933 sollte zum Schicksalstag des deutschen Volkes werden... Nichts mußte mehr hinzukommen, nichts brachten zwölf Jahre an neuen Entsetzlichkeiten, die nicht in den drei Monaten nach dem Reichstagsbrand als Saat gelegt worden waren. Niemand darf sagen: ja, aber ich habe nichts gewußt... niemand darf von Schmach und Schande sprechen, wenn er nicht emigrierte, wenn er nicht zur Ehrenlegion unseres Volkes, den Widerstandskämpfern, gehört oder ‚mea maxima culpa‘ dazusetzt. Reichstagsbrand (27. Februar), Ermächtigungsgesetz (24. März), Judenboykott (1. April) und endlich die Bücherverbrennung (10. Mai). Die Grenzen waren abgesteckt, in denen der deutsche Weg der Zukunft verlaufen würde...“

Diese tapferen Sätze der Einleitung kennzeichnen die Gesinnung, aus der heraus hier – endlich – eine umfassende, würdige Auswahl aus dem Dichtungs-Ertrag dieser dunkelsten Jahre des deutschen Geistes vorgelegt wird; 300 Seiten Gedichte und fast 50 mit Bio- und Bibliographie, auch solcher „Autoren, die durch ihre Tätigkeit den Nachweis lieferten, nicht für das Menschenbild, sondern für eine Ideologie gekämpft zu haben“ (z. B. Johannes R. Becher, Stefan Hermlin) und von denen darum kein Gedicht aufgenommen wurde. Während wir dieser Entscheidung uneingeschränkt zustimmen (wie auch der, daß der durch seine – bei Lebzeiten leider unbekannt gebliebene – Reaktion auf den 17. Juni 1953 als Sonderfall bestätigte Bertolt Brecht nicht davon betroffen wurde), hätten wir ein Gedicht wie „Der Mohn“ von F. G. Jünger, das 1934 bei der innerdeutschen Opposition wie eine Bombe einschlug, doch gern einbezogen gesehen, was wohl auch für andere Widerstands-Zeugnisse mehr oder minder ungewollter Wegbereiter des Dritten

Reiches gelten mag. Andererseits hätten wir auf Alfred Kerr, dessen von Karl Kraus niedriger gehängte übelste „pränazistische“ Weltkriegspoesie von 1914 nun einmal nicht zu vergessen ist, gern verzichtet. Aber weitaus das meiste, was geboten wird, ist dessen wert, manchmal unabhängig vom nur „ästhetischen“ Urteil – als Dokument, und kaum ein wesentliches Motiv dürfte vermißt werden: vom mit Recht schon in der Einleitung „auf einen Ehrenplatz“ gestellten Gottestrotz Jizchak Katzenelsons (S. 19; 158 ff.; vgl. FR 17/18, S. 43) bis zur Ergebung Guido Zernattos (S. 310); von Hermann Adlers Geißelung des „Ungeführten“ (S. 288) bis zu Ilse Blumenthals: „Ich kann nicht lassen...“ (S. 110; vgl. FR XI, 113!)

Keinem deutschen Gymnasiasten darf die Möglichkeit der Begegnung mit diesem Buche vorzuenthalten bleiben!

Else Lasker-Schüler: Verse und Prosa aus dem Nachlaß. München 1961. Kösel-Verlag. 178 Seiten.

Gertrud Kolmar: Das lyrische Werk. Ebenda 1960. 622 S.

Der beglückenden Ginsbergischen Auswahlgabe von Else Lasker-Schüler (FR 17/18, S. 42) läßt der Verlag dankenswerterweise nun eine vollständige ihres Gesamtwerkes folgen, als deren Dritten Band Werner Kraft hier eine behutsame Auswahl aus dem Nachlaß vorlegt und durch ein zu Herzen gehendes Nachwort über die letzten – palästinischen – Lebensjahre der Dichterin erschließen hilft; kostbares Geschenk für alle ihre Verehrer. Wir zitieren (von S. 63) als Probe:

„Es war in einer Abendstunde in Berlin, als mir die seltene Ehre zuteil wurde, mich unser Großgeistlicher Doktor Baek besuchte, wahrscheinlich meine Flucht vorausahnend. Ich fragte ihn, ob er an das ‚Ewige Leben‘ der Seele glaube... Im Garten vor meinem Fenster holte sich eine Drossel die letzte Koralle vom Ast der Eberesche, und – ich fühlte eine Hand, eine starke und milde zugleich, betuernd an meiner Seele rütteln. Ich blickte auf zu dem Mond und zu den Sternen. Der große Hebräer beteuerte: So wahr über uns das Himmelsgewölbe leuchtet, so wahr findet die unsterbliche Seele wieder zu Gott!“

Daß der Verlag eine weitere, noch großartigere Gabe aus dem literarischen Vermächtnis des deutschen Judentums zu bieten hat, ist nun die eigentliche Überraschung dieses Jahres Gertrud Chodziesner (bzw. Kolmar, mit dem von ihr als Pseudonym gewählten deutschen Namen ihrer polnischen Familienheimat) scheint uns in die erste Reihe der deutschen Lyriker dieses Jahrhunderts zu gehören, neben Heym und Trakl. Benn und Brecht: mit Recht ist die Ähnlichkeit ihrer Naturlyrik mit jener der Droste gerühmt worden; was noch darüber hinaus ihr Zyklus ‚Robespierre‘ an intensivster Vergegenwärtigung von Geschichte leistet (nicht etwa balladisch, sondern durch heraufbeschwörendes Sprechenlassen der Handelnden und Evokation ihrer Welt, etwa noch Dantons, St. Justs, Marats – und Charlotte Cordays), das ist schließlich einzigartig. Leider versagt hier die Anthologie: „An den Wind geschrieben“ durch die kommentarlose Überschrift „Ein Gleiches“ (S. 38), was als Anspielung auf Robespierre als „Kerze von Arras“ erläutert werden mußte. Auch volle drei Druckfehler in dem einen Kolmar-Gedicht S. 73 f. durften nicht vorkommen.

Dem Ermordet werden ist sie klar bewußt entgegengegangen, wie das Gelöbnis an die früheren Märtyrer in ‚Wir Juden‘ bezeugt:

„Der greise Bart, in Höllen versengt,
von Teufelsgriff zertetzt,

Verstümmelt Ohr, zerrissene Brau
und dunkelnder Augen Flehn:

Ihr! Wenn die bittere Stunde reift,
so will ich aufstehn hier und jetzt,

So will ich wie ihr Triumphtor sein,
durch das die Qualen ziehn!

Ich will den Arm nicht küssen, den
ein strotzendes Zepter schwellt,

Nicht das erzene Knie, den tönernen Fuß
des Abgotts harter Zeit;
O könnt ich wie lodernde Fackel in
die finstere Wüste der Welt
Meine Stimme heben:
Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!

Salcia Landmann: Der jüdische Witz, Soziologie und Sammlung. Olten 1960. Walter-Verlag, 531 Seiten.

Nicht nur als Repertorium einer (angeblich) aussterbenden Literaturgattung, sondern vor allem auch um seiner eingehenden und sehr weithin einleuchtenden soziologischen Einführung willen (S. 13–113) ist dieses bemerkenswerte, vielgelesene Buch unsres Dankes würdig.

Wenn gegen es eingewendet wurde, es wimmle darin von ursprünglich außerjüdischen Witzmotiven, so ist mit I. Olsvanger, dem Herausgeber der klassischen jiddischen Schwanksammlung „Rosinkess mit Mandlen“ (Basel 1931, S. IX), zu erwidern: „Das, was die international verbreitete Geschichte zur jüdischen macht, ist die Art und Weise, wie sie dem jüdischen Leben adaptiert wurde und von Juden erzählt wird. Man sagt: Dieselbe Sara, bloß anders verschleiert („Dieselbe Jente, nor andersch farschleiert“). Nur, daß dieses „andersch farschleiert“ gerade den nationalen Charakter dieser oder jener Geschichte konstituiert!“

Vollends, wenn behauptet wurde, die Witze seien „sehr oft antisemitischen Ursprungs, von Juden übernommen“, welche sich im Westen herkunftsverwandten Ost-Judentums schämten, so müßte wohl zuerst nachgewiesen werden, wo wirklich nur als Ausdruck von Feindschaft vorstellbare „Bonmots“ in diesem Buch vorkämen (wie das bössartige aus der zweiten Nachkriegszeit: „Was ist der Unterschied zwischen Saujud und Saupreiß? Saupreiß darf man sagen.“) Verkannt wird bei solcher Kritik überdies die zweite Funktion, die schon Ernst Simon (Zum Problem des jüdischen Witzes, Berlin 1929) neben jener der Abwehr nach außen diesem Witze zuschreibt: Selbstkritik zu bieten; in S. Landmanns Sprache: Messen der Tatsächlichkeit „an Idealen, die dem prophetischen Schrifttum entnommen sind“ (S. 67), oder, wie wir sagen würden: an Gottes Geheiß und Verheißung. (Unverständlich bleibt uns, wie v. Campenhausen ihr den truism ankreiden kann: „Die politischen Ideen der Aufklärung sind überhaupt im wesentlichen *verweltlichte* Prophetenforderung“; S. 108; Hervorhebung von uns.)

Nicht tadeln also möge man, sondern bewundern diese in so vielen Witzen zum Ausdruck gelangende jüdische Freiheit zur inneren Abstandnahme auch vom Eigensten („daß uns werde klein das Kleine und das Große groß erscheine“) sowie deren bis an die Grenze der Grausamkeit kritisch objektive Charakterisierung durch Frau Landmann. (Daß diese allerdings im Zurückverfolgen des jüdischen ‚Witzes‘ auf die ‚Pointen‘ traditioneller Schriftgelehrterendiskussion zu früh Halt machte – in derengleichen Theodor Haecker geradezu den Humor entspringen sah, Opuscula S. 382 ff.! – scheint uns die bisher sachverständigste Kritik, der wir begegnet sind – Die Welt der Bücher II, 5 (Ostern 1961) S. 263 – mit Recht zu betonen, wie auch deren Ratschläge für weitere Auflagen beherzigenswert sind.)

Baruch Kanael: Die Kunst der antiken Synagoge. Frankfurt 1961. Ner Tamid Verlag. 122 Seiten, 83 Abbildungen.

Dieses schöne und lehrreiche Büchlein zeigt die ertreulichen Folgen, welche eine – vorübergehende – „liberale“ Auslegung des biblischen Bilderverbots gezeitigt hat, wonach nur *Bilderdienst* verboten war, nicht jedes Bild schlechthin. So zeigen ausgegrabene Synagogen und Katakomben aus dem 3. bis 6./7. Jahrhundert (vor allem Dura-Europos am Euphrat) vielfältigen Bildschmuck; angefangen vom siebenarmigen Leuchter (Menorah), Thoraschrein, Laubhüttenfeststraß und Adler (wozu K. S. 16 an Dt 32,4 erinnert, aber auch an Ex 19,4 gedacht werden kann), bis hin zu biblischen Szenen von weittragender Bedeutung: Opferung Abrahams, Ur-

symbol jüdischen Martyriums; Totenerweckung durch Ezechiel (Kap. 37), Bürgschaft der Heimkehr ins Gelobte Land – und der Auferstehung (worauf auch Röm 11,15 anspielt, wie wir u. a. mit Bengel und O. Michel meinen); aber selbst heidnische Motive werden z. T. unbelangen übernommen: Medusenhäupter oder gar Leda mit dem Schwan (Sarkophagrelief Abb. 36). Besonders bewegt wird der katholische Christ etwa die basaltene „Cathedra Moysis“ (Mt 23,2) aus dem auch neutestamentlich bekannten Chorazin (Mt 11,21) abgebildet sehn, deren Erbe für uns die Cathedra Petri antrat; zu dem Schiff auf Abb 27 hätte wenigstens als Möglichkeit erwähnt werden sollen, daß es sich um jenes „Schifflein Jakobs“ (Test. Naphtali VI), die ecclesia ex circumcisione, handeln könnte, welches schon in Noahs Arche vorgebildet und in der ecclesia ex gentibus, im „Schifflein Pauli“ (sive Petri!), wiedergekehrt (bzw. nach Bedas treffender Auslegung von Luk 5,2c verdoppelt) ist, auf dessen „Planken“ wir durch den letzten Sturm „hindurchgerettet werden“ (Apg 27,44 wie Test. XII Naph VI, 6; dazu einerseits K. Thiem, Biblische Religion heute, S. 113ff.; andererseits auch Erik Peterson, Das Schiff als Symbol der Kirche in der Eschatologie; in: Frühkirche, Judentum und Gnosis, S. 92ff.) So gewährt dieses Werk neben mannigfacher archaeologisch-kulturgeschichtlicher Blickweite auch so manche theologische auf gemeinsames Traditionsgut Israels und der Christenheit.

Rudolf Pfisterer: Wir und die Juden. Materialmappen für die evangelische Jugendarbeit Nr. 12. Berlin 1960. Burckhardtthaus-Verlag, 72 Seiten.

Der Bearbeiter dieses höchst wertvollen Arbeitswerkzeugs für die praktisch-pädagogische Verbreitung des im FR und anderwärts Erarbeiteten unter der jungen Generation hat bereits in der Zeitschrift „Evangelische Theologie“ Juni 1959 (19,6) S. 266–288 einen weitausholenden Beitrag über das zentrale Thema vorgelegt: „Antisemitismus und Eschatologie“, worin u. a. manche Gedanken von M. Barth vorweggenommen sind (FR XII, 84f; vgl. oben S.): „Israels Aufgabe und Auftrag unter den Völkern (vgl. z. B. Jes 42,1; 49,6; 60,1–3)“, seine missio an sie sei „schon in der Erwählung Israels von Anfang an angelegt“ (S. 261, Anm. 3), gegen welche der Antisemitismus sich wehre; als „unbewußter“ infolge „der irrigen Meinung, als sei die Kirche in vollem Umfang Rechtsnachfolgerin Israels geworden und als sei sie dadurch an die Stelle Israels getreten“, statt, adoptivweise, auf dessen Heimkehr wartend, an seine Seite (S. 272; statt: „in vollem Umfang“ hätten wir vorgezogen: in jeder Hinsicht!). Ebenda August 1961 (21, 8) S. 339–368 bot er eine deutsche Übersetzung von J. Isaacs, dessen Thesen knapp zusammenfassendem Vortrag: *L'antisémitisme a-t-il des racines chrétiennes?* (Paris 1960, Fasquelles).

In der Mappe werden zunächst schonungslos die antisemitischen Schlagworte reproduziert, mit deren Herangetragen werden an junge Menschen zu rechnen ist. Dann folgt die Analyse von Judenfeinden mißbrauchter Bibelstellen durch den Bearbeiter; weniger glücklich aus anderer Feder „Untersuchungen zu Röm 9–11“, die das zuverlässige Gotteswort von der schließlichen Rettung ganz Israels – mindestens für den flüchtigen Leser – zur bloßen Möglichkeit abzuschwächen scheinen.

Im weiteren wertvolle Informationen über Judenfeindschaft (von Lovsky; vgl. FR XI, 102) und Judentum; gut gewählte Lesestücke und Spiele, Bilder und Lieder, so daß wohl jeder Jugendleiter (mit den meisten Texten gewiß auch ein katholischer) hier geholfen bekommt.

Johannes Harder: Die Nacht am Jacotiner See. Bielefeld 1960. Ludwig Bedauf Verlag. 100 Seiten.

Diese Erzählung führt einen alten Nationalsozialisten und einen jungen evangelischen Theologiestudenten vor, welche als Soldaten 1944 einen als Juden „entlarvten“ Arzt zum Mordkommando abtransportieren sollen, dabei in partisanenbeherrschtes Gebiet geraten und schließlich mit ihrem bishe-